

## 1. DER EISPRUNG

Es war im vergangenen Frühjahr, als Cora zu Stephan sagte: »Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt.«

Dabei streichelte sie seine Wange.

»So alt wie Jesus«, sagte Stephan und beobachtete einen braun-weiß gefleckten Beagle, der mit Riesensätzen einen dünnen Ast apportierte.

»Jesus ist doch nicht vierunddreißig. Jesus ist tot.«

»Aber er war vierunddreißig, als er gestorben ist.«

»Ja und? Was soll das jetzt bitte heißen?«

»Keine Ahnung«, meinte Stephan. Der Beagle hatte in vollem Lauf den Ast durchgebissen. Nun stand er ratlos vor den beiden Teilen und wusste nicht, welchen er mitnehmen sollte. »Vielleicht solltest du dich eine Weile von Römern fernhalten.«

»Das ist ja mal wieder typisch. Ich will ein ernsthaftes Gespräch führen, und du ziehst alles nur ins Lächerliche.« Cora rückte von Stephan ab. Ihr braunes Haar wurde von der untergehenden Sonne beschienen. Auf ihrer Stirn bildete sich eine Zornesfalte.

»Ich zieh gar nichts ins Lächerliche. Ich hab nur gesagt, dass Jesus vierunddreißig Jahre alt wurde. Was ist denn daran lächerlich?« Der Beagle hatte den linken Teil des Astes aufgenommen, doch er schien nicht so ganz zufrieden mit seiner Entscheidung. Er sprang auf und ab und knurrte den rechten Teil an, während seine Schlappohren flatterten. Er war wirklich niedlich. Sein Frauchen rief so etwas wie »Franziska, komm hierher«. Franziska blickte sich um, es schien, als wolle sie dem Wunsch ihres Frauchens entsprechen. Doch sie konnte sich

nicht von dem zweiten Aststück trennen. Die Zerrissenheit der Kreatur. Schopenhauer auf der Hundewiese.

»Schau mich bitte an, wenn ich mit dir rede«, bellte Cora.

*Ja, aber, Franziska ...*, wollte Stephan sagen, doch er sagte es besser nicht.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte er gereizt. »Seit wann liegst dir so viel am Neuen Testament?«

»Aber es geht doch gar nicht ums Neue Testament. Du hast doch mit Jesus angefangen.«

»Okay, dann beginnen wir noch mal von vorne. Was wolltest du denn sagen?«

Cora beruhigte sich etwas. Sie strich eine Strähne aus ihrem Gesicht, wie sie es immer tat, wenn sie nervös war. Dann atmete sie tief ein. Und wieder aus.

»Also, ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt«, sagte sie.

Wie Jesus, dachte Stephan.

»Ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht.« Cora nahm Stephans Hand. Auf ihren langen Fingern lag ein dünner Schweißfilm. Von der Wiese hörte er: »Franziska, nun komm endlich.«

»Wir sind nun seit vier Jahren zusammen. Und es war eine sehr, sehr schöne Zeit für mich.« Eine kurze Pause. Stephan unterdrückte den Impuls, einen Blick auf Franziska zu riskieren.

»Weißt du, Stephan, ich liebe dich sehr. Und, ja, ich bin mir sicher. Du bist der Mann fürs Leben.«

Stephan stutzte. Er sah Cora in die Augen. Grün, wie immer. Und sehr ernsthaft.

Sie will mir einen Heiratsantrag machen, dachte er mit einem Schrecken. Scheiße, wäre das nicht eigentlich meine Aufgabe? Ist es schon so weit gekommen, dass die Frauen auch noch die letzte Männerbastion einnehmen? Den Heiratsantrag. Und das dann auch noch am Feierabend neben einer Hundewiese? Stephan begann zu schwitzen. Was sollte er tun? Jetzt hieß es schnell denken. Wollte er überhaupt heiraten? Und wenn ja,

wollte er Cora heiraten? Er liebte sie, keine Frage. Aber musste man sich deshalb gleich ohne Not verheiraten? War so eine Hochzeit nicht auch furchtbar spießig? Und man hörte so viel von fünfstelligen Kosten. Und ...

»Stephan, hörst du mir zu?«, fragte Cora.

»Ja, klar, natürlich.«

»Und, was sagst du dazu?«

»Ähm.« Aufgebrachtes Gebell von der Hundewiese. Hatte sie jetzt schon gefragt? Oder ging es erst einmal um eine grundsätzliche Übereinstimmung? Und für welchen Teil des Ästchens hatte sich Franziska entschieden?

»Ich liebe dich auch«, flüsterte Stephan und gab Cora einen behutsamen Kuss auf ihre Lippen. Dieser Satz war nie verkehrt. Er versuchte, in ihren Augen zu lesen. Welche Antwort erwartete sie von ihm? Coras Stirn legte sich langsam in Falten. Das Schweigen dehnte sich, erst konstant, dann exponentiell. Er hasste solche Momente. Er musste reagieren.

»Ja, ich will«, hörte er sich sagen. Sein Herz schlug schneller. Hatte er jetzt tatsächlich einem Heiratsantrag zugestimmt? Cora sah ihn fragend an.

»Was willst du?«

»Ähm.« Das war es wohl nicht gewesen. Puh. Eigentlich war er auch gar nicht der Typ fürs Heiraten. Einige Freunde hatten jetzt geheiratet, komplett mit Kirche und Braut in Weiß. Irrendwie kam ihm das immer furchtbar pathetisch vor. Wahrscheinlich würde er vor dem Altar nicht in Tränen, sondern in Gelächter ausbrechen. Und Cora würde ihm ins Gesicht schlagen. Wie in *Vier Hochzeiten und ein ...*

»Stephan«, sagte Cora. »Was ist denn nur mit dir los? Mir ist das wirklich ernst.«

Sie sah ziemlich zerknirscht aus. Wie an dem Tag nach ihrem ersten Date. Als er sie zufällig bei *Nordsee* an der Kasse getroffen hatte, mit einem anderen Mann. Er fühlte noch genau, wie

sehr er damals in sie verliebt gewesen war. Und er war es auch heute noch.

»Mir ist es auch ernst, Süße. Du weißt, wie sehr ich damals in dich verliebt war. Und ich bin es auch heute noch.« Stephan überlegte einen Moment. »Du hast jeden Tag in den letzten vier Jahren zu einem glücklichen Tag für mich gemacht. Du bist nicht nur die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe, sondern auch mutig, witzig und sehr klug. Und wenn mir eine Fee 365 Wünsche im Jahr schenken würde, würde ich mir jeden Tag dasselbe wünschen: den Rest meines Lebens mit dir zu verbringen.« Stephan sah Cora erwartungsvoll an. Da wird wohl das Richtige dabei gewesen sein. Cora legte den Kopf zur Seite, ihre Gesichtszüge entspannten sich. Langsam strich sie über Stephans Wange, über seine Bartstoppeln. Und dann sagte sie es, und ihre Stimme klang weich wie eine Pfirsichhaut:

»Ich möchte ein Kind von dir.«

In dieser Frühlingsnacht lag Stephan noch lange wach. Neben ihm atmete Cora schwer und gleichmäßig. Durch das offene Fenster blies der kalte Nachtwind die Gardinen in das Zimmer hinein, und sie schwirrten planlos über seinen starr geöffneten Augen. Planlos. Er fühlte sich wie die Gardinen. Den ganzen Abend hatte er irgendwie neben sich gestanden. Auf sein Chop Suey hatte er Zimt statt Curry gestreut. Und es erst gemerkt, als Coras Würgeräusche ihn aus seinen Gedanken gerissen hatten, dieselben Würgeräusche, die er machte, wenn sie *Kochen mit Jamie* guckte. Im Fernsehen hatte er sich die kompletten 45 Minuten *So klingt's bei uns im Erzgebirg* angesehen. Und auch das erst an Coras Würgeräuschen gemerkt. Auch beim Sex war er nicht so recht bei der Sache gewesen. Konnte er Cora noch glauben, dass sie die Pille nicht schon abgesetzt hatte? Wie oft hörte man davon, dass Frauen trotz gegenteiliger Absprachen nicht mehr verhüteten, um einen Mann an sich zu

binden. Die Talkshows waren voll von so etwas gewesen. Und heute die Gerichtsshows.

Und nun lagen sie nebeneinander. Eine Frau und ein Mann. Ein Mann und eine Frau. Zum ersten Mal spürte er die Last seiner evolutionären Pflichten, spürte, wie sie ihn langsam in die Kaltschaummatratze hineindrückte.

Es war ja nun nicht so, dass sie nicht schon früher einmal über Kinder gesprochen hatten, aber doch immer nur im Konjunktiv. So ein Konjunktiv ist sehr beruhigend, man kann sich an einer Idee erfreuen, ohne deren unschöne Auswirkungen auf den eigenen Alltag in Kauf nehmen zu müssen. Der Konjunktiv ist mitfühlend und nachsichtig. Der Indikativ dagegen ist hart und schmucklos. Wie der hölzerne Türrahmen, an dem man sich die nackten Zehen stößt auf dem nächtlichen Weg zur Toilette. Und außerdem: Wörter, die mit I beginnen, bringen stets Unglück. Indiskretion. Inhaftierung. Inkompetenz. Inkontinenz. Intercity. Inzucht. Ischias. Intimschmuck. Und Itzehoe. Außerdem ist I der doofste Vokal, noch vor U.

Grundsätzlich hatte Stephan sich ja immer Kinder gewünscht. Vor einigen Wochen hatte er ein befreundetes Paar besucht, die gerade Eltern geworden waren. In einer Gesprächspause hatten sie ihn gefragt, wie es denn bei ihm sei, so mit Kindern und so. Und er hatte ohne zu zögern gesagt: »Äh, ja, ähm, wir wollen auch mal welche.« Und nach einer weiteren Pause: »Schon.«

Aber wenn Cora ihn das fragte, hatte es irgendwie eine ganz andere Bedeutung. War er schon so weit, um Vater zu werden? Vater klang furchtbar nach altem Mann. Sein Vater war zum Beispiel 62. Das war sehr alt. Und man hörte viel von Verantwortung, Einschränkung, Aufopferung. Dass das Leben nie wieder dasselbe sein würde wie zuvor. Er war eigentlich ganz zufrieden mit seinem Leben. Ausschlafen bis neun, abends in die Kneipe, in ein Konzert, spontan an die Ostsee. Der Wind trieb die Gardinen zu immer planloseren Kapriolen. Stephan

drehte sich auf die andere Seite, stopfte das Kissen zwischen Hand und Ohr. Musste es denn immer so sein, dass man als Eltern das alte Leben aufgab? Konnte man die Kinder nicht einfach integrieren?

Der Wind rauschte in Stephans Ohren.

Ein Baby, dachte er. Ein Baby.

Stephan versuchte, sich vorzustellen, wie neben ihrem Bett eine kleine Wiege stand. Auf dem dünnen Stoff springen mausgraue Elefanten über eine rosafarbene Wiese. Alle Elefanten sehen aus wie Benjamin Blümchen. Und in der Wiege, unter einer angeschwollenen Decke, liegt ein Mensch. Zu sehen ist nur sein kleiner Kopf, bedeckt mit ein paar spärlichen Härchen. Die Augen sind fest geschlossen, aus der Stupsnase fließt vorsichtig der erste Atem. Alles ist friedlich. Doch dann, mit einem Mal, öffnen sich die schmalen Lippen, und ein Gebrüll setzt ein, schlimmer als ein Flugzeug beim Start, schlimmer als die Ostkurve im Weserstadion, vergleichbar nur den Posaunen von Jericho. Oder zumindest der Trompete aus dem Zimmer von Stephans großer Schwester, wenn sie damals für die Philharmoniker übte. Jeden Nachmittag.

Das engelsgleiche Gesicht ist zu einer grauenerregenden Fratze verzerrt, der zahnlose Mund aufgerissen wie das Tor zur Hölle. Das ganze Baby ist nur noch Mund und Brustkorb. Und Verdauungstrakt natürlich. Denn als Stephan nach einem anstrengenden Arbeitstag durch seine Wohnung gehen will, nur um eben seine wohlverdiente Fünf-Minuten-Terrine aufzusetzen, liegt die gesamte Wohnung voll mit Windeln. Einige haben sich geöffnet, eine braune Masse fließt aus ihnen heraus, hinein in den weißen Veloursteppich, unter die Schränke und Kommoden. Und Stephan versucht auszuweichen, doch die Windeln sind überall, sekundlich werden es mehr. Er muss ihnen entkommen, erkämpft sich den Weg zu seinem Arbeitszimmer. Schon droht er zu ersticken, als er mit letzter Kraft die Tür er-

reicht. Doch was ist hier geschehen? Sein Schreibtisch, seine Couch, seine Filmsammlung – verschwunden. Stattdessen pinkfarbene Wände, ein Laufgitter mit Mobile, ein Wickeltisch mit Gummiauflage. Ein Kinderbettchen mit Höhenregulierung. Und dort, an der Wand, wo sonst sein altes Dartbrett hing, das pink gerahmte Familienbild. Cora mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, in ihren Armen das gebenedeite Kind. Und daneben nicht sein Gesicht, sondern, den Rüssel freundlich zu einem Lächeln erhoben: Benjamin Blümchen.

»Gestern hatte ich den schlimmsten Alptraum seit, äh«, Stephan überlegte, während er die neuen Bücher auf dem Tisch stapelte, »seit meinem Alptraum mit dem Werwolf.« Hergen schloss die Tür zum Büro und stellte seine Ledertasche vor das Regal mit den Reclam-Heftchen.

»Alptraum mit dem Werwolf?«

»Ja, in dem Traum bin ich der Werwolf. Ich sitze bei *Wer wird Millionär?* ...«

»Als Werwolf?«

»Ja. Ich weiß auch nicht, wie ich durch das Auswahlverfahren gekommen bin. Vielleicht haben die sich gedacht, ein Werwolf in der Show wäre mal was anderes.« Stephan öffnete die nächste Bücherkiste und verteilte den neuen Nesbø zwischen Mankell und Hammesfahr. »Na jedenfalls, ich sitz da bei *Wer wird Millionär?*, bin bei der Millionenfrage, doch Günther Jauch gibt mir einen falschen Tipp, und mit einem süffisanten Lächeln erklärt er mir, dass ich jetzt mit fünfhundert Euro nach Hause gehen soll. Da werde ich so wütend, dass ich ihn vor laufender Kamera auffresse. Und alles close-up, verstehste, die Gedärme fliegen.«

»Und dann?«, fragte Hergen.

»Dann bin ich aufgewacht. Und danach konnte ich mir über ein Jahr nicht mehr *Wer wird Millionär?* angucken.«

»Aha. Und warum erzählst du mir das alles?«

- »Du hast mich doch gefragt.«
- »Nein. Ich meine, warum fängst du heute damit an?«
- »Alter, es geht doch gar nicht um den Werwolfalptraum, sondern um den, den ich gestern hatte.«
- »Ach so. Und was hast du da geträumt? Warst du als Vampir bei Pilawa?«
- »Nee.« Stephan hatte alle Neuerscheinungen verteilt. Feierabend. Er sah in Hergens gelangweiltes Gesicht. »Ich hab geträumt von Babys, von Windeln und von Benjamin Blümchen.«
- »Dem Elefanten?«
- »Ja, eine lange Geschichte.« Stephan folgte Hergen zur Ladentür. »Gehen wir noch ein Bier trinken?«

Die Dämmerung zog von Osten über die Stadt, weiße Hochhäuser ergrauten im Zwielflicht. Einzelne Sterne waren am Himmel zu erkennen und eine blasse Mondsichel. Unter ihnen schoben sich die Menschen wie Playmobilfiguren durch die Straßen, hupten bunte Autos und gaben Gas, bahnten sich unverschämte Radfahrer ihren Weg durch schimpfende Statisten. Doch hier oben blieb von der Unruhe nichts als ein flüchtiges Gefühl des Mitleids. Die alte Dachterrasse mit den weißen Plastikstühlen und dem wuchernden Wein erreichte man über den Speicher des Altbaus. Sie hatten Jürgen, der vor Jahren nach Hamburg gezogen war, den gesetzeswidrig geschmiedeten Drittschlüssel für die Terrassentür abgeschwatzigt, und immer wenn sie Lust auf ein Feierabendbier hatten, kamen sie an diesen verwunschenen Ort.

»Ich versteh noch nicht ganz, wo jetzt die gruselige Stelle ist bei deinem Alptraum«, meinte Hergen und öffnete erst sein, dann Stephans *Schultheiss* mit seinem Feuerzeug. Stephan blickte in die Weite.

»Ich werde Vater«, sagte er bedeutungsvoll und nahm einen langen Schluck.



»Wie bitte?« Hergen klopfte so fest auf die Schachtel, dass beinahe alle Zigaretten herausgefallen wären und sich in freiem Fall über die Stadt verteilt hätten.

»Na ja, der Geburtstermin steht jetzt noch nicht fest. Aber Cora hat mich gestern gefragt, ob ich ein Kind mit ihr will.« Stephan nahm eine Zigarette.

»Wie alt ist Cora denn?«

»Vierunddreißig.«

»Hm. Ist doch ein gutes Alter, um Kinder zu kriegen.«

»Findest du? Die Mutter von Sarah Connor hat noch mit fünfzig Kinder gekriegt.«

»Die Mutter von Sarah Connor kommt auch aus Delmenhorst. Du willst doch wohl mit Kindern nicht warten, bis du fünfzig bist. Dann bist du fünfundsechzig, wenn deine Kinder mit dir Fußball spielen wollen.«

»Der Kaiser ist auch fünfundsechzig«, meinte Stephan. »Und der spielt mit seinen Kindern auch noch Fußball.«

»Der ist aber auch der Kaiser.«

Stephan nahm sich eine Zigarette. »Das Problem ist: Ich weiß nicht genau, was ich will.« Der Wind wehte kühl über das Dach und verteilte den Rauch in der Abendluft. »Wenn ich mir als Kind so mein Leben vorgestellt habe, dann wollte ich immer eine Familie. Ich hab mir vorgestellt, wir wohnen in einem schönen Haus auf dem Land, wir haben einen Hund und einen Kombi.«

»Hast du als Kind viel *Die Waltons* gesehen?«, fragte Hergen.

»Nee, ich hab mir das echt so vorgestellt. Und es hat sich nicht schlecht angefühlt. Ich finde, es fühlt sich auch heute nicht schlecht an, selbst wenn es spießig klingt. Wir hätten einen kleinen Garten hinterm Haus, da könnte Cora Obst anpflanzen. Ich könnte schön auf einem Liegestuhl liegen, ein Buch lesen, und die Kinder laufen um mich herum.«

»Also, so wie ich Cora kennengelernt hab, ist sie nicht so der Typ Obstbauer.«

»Na ja, niemand ist perfekt«, murmelte Stephan und betrachtete die Playmobilfiguren auf den Bürgersteigen. Ob die alle Kinder hatten?

»Ihr wohnt aber nun mal nicht auf dem Land, sondern in Prenzlauer Berg oder Prenzlberg«, Hergen formte Anführungsstriche in der Luft. »Dem einzigen Ort auf der Welt, wo die Hunde ihre Scheiße selbst in Plastiktüten entsorgen.«

»Mhm.«

»Dem coolsten Ort zwischen Meppen und Eisenhüttenstadt.«

»Alter, was hast du eigentlich immer auf Prenzlauer Berg zu schimpfen?«

»Nichts, ich sach ja nur, es ist halt der coolste Ort seit der Erfindung des Latte Macchiato mit Zimtgeschmack.«

»Jaja, is klar.«

»Na jedenfalls, ihr wohnt nun mal nicht auf dem Land. Kein Liegestuhl, kein Obstgarten. Ihr wohnt in Prenzlauer Berg, dem coolsten ...«

»Was willst du mir denn nun mitteilen?«, fragte Stephan genervt.

»Dass ihr eure Kinder ziemlich wahrscheinlich in der Stadt großziehen werdet. Es sei denn, du willst dein großartig laufendes Buchgeschäft aufgeben.«

Stephan holte tief Luft und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Immer mehr Sterne erschienen am Himmel wie Glühwürmchen, hundert Billionen Tonnen schwere Glühwürmchen.

»Das ist es ja eben. Ich bin zufrieden mit meinem Leben. Warum sollte ich es jetzt plötzlich ändern und ins kalte Wasser springen? Selbst wenn ich immer Kinder gewollt habe, kann mir ja keiner sagen, ob es mir wirklich Spaß macht, nachts um vier Windeln zu wechseln und mich mit Bananenbrei beschmieren zu lassen. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob das Kind gesund wird, ob ich mit Cora zusammenbleibe und all solche Sachen. Andererseits: Wer weiß, ob ich in zehn Jahren immer noch glücklich bin, so

wie ich mein Leben heute führe. Und hat nicht Attila mal gesagt: Man muss alles ändern, damit alles beim Alten bleiben kann?«

»Attila? Der Hunnenkönig?«

»Ja, kann auch jemand anders gewesen sein.« Stephan nahm den letzten Schluck aus seiner Flasche. Sie schwiegen für eine Weile. »Warum hast *du* keine Kinder?«, fragte er dann.

»Ich hab einen Hund«, meinte Hergen.

»Du weißt schon, dass es da einen Unterschied gibt? Das fängt schon bei den Ohren an.«

»Ich weiß auch nicht. Ich hatte bislang noch nicht das dringende Bedürfnis. Und ich hab keine Freundin, wie du weißt.«

»Aber wenn du eine Freundin hättest und die dich freundlich fragen würde ...«

»Ich hab ja keine Freundin, damit ich mir solche Fragen nicht anhören muss.«

»Aha«, meinte Stephan. »Du willst also nicht.«

»Ich sag ja, ich hab einen Hund.«

Wieder Schweigen. Stephan zündete sich noch eine Zigarette an. Mit den Fingern betastete er die Weinblätter, die sich über die Terrasse wanden. Er liebte diesen Ort. Man hatte alles im Blick, das gute Gefühl, mittendrin zu sein und doch niemandem verpflichtet. Gleichzeitig den Sternen nah und dem Asphalt. Wenn er ein Kind hätte, würde er dann noch hier sitzen können mit Hergen, mit einem schönen Bier? Könnte er das Kind nicht mit hier heraufbringen, und sie würden zusammen den Sonnenuntergang genießen, er mit dem Bier, das Kind mit seiner Milch?

»Und?«, fragte Hergen. »Was wirst du Cora sagen?«

»Ich hab schon ja gesagt.«

»Wie bitte?«

»Ja, man kann doch bei so einer Frage nicht mit Nein kommen. Das wäre dasselbe, als wenn man einen Heiratsantrag ablehnt. Das macht man doch auch nicht.«

»Aber du bist dir doch noch gar nicht sicher«, warf Hergen ein und zündete sich die nächste Zigarette an. Stephan ärgerte sich, dass sie nur ein Bier für jeden mitgebracht hatten. Er hätte jetzt noch eins gebrauchen können.

»Trotzdem. Wenn ich jetzt nein gesagt hätte oder dass ich noch Bedenkzeit brauche, hätte das mit Sicherheit zu einer Grundsatzdiskussion geführt. ›Bist du nicht mehr glücklich in der Beziehung, ›Wir müssen uns jetzt überlegen, wohin wir beide noch wollen‹ und mit einem vorwurfsvollen Unterton ›Stephan, wir müssen auch mal über solche Dinge reden. Man muss sein Leben auch mal planen‹. Ich hatte gerade Feierabend, ich war entspannt. Ich hatte einfach keine Lust auf eine solche Diskussion.«

»Das heißt, du wirst jetzt Vater, weil du keine Lust hattest auf eine Diskussion nach Feierabend?«

»Ach, du verstehst das nicht. Du mit deinem Hund.«

»Vielleicht solltest du dir auch besser einen Hund zulegen.«

Auch Stephan nahm noch eine Zigarette, blickte in die Ferne.

»Außerdem bin ich mir sicher. Ich wollte immer Kinder haben. Und ich will auch mit Cora zusammenbleiben. Wenn ich jetzt nein sagen würde, dann nur, weil ich Angst hab, mein gemütliches Leben aufzugeben.«

»Du musst dir jetzt einfach überlegen, Alter, was du mit deinem Leben anfangen willst. Willst du deinen gemütlichen Lebensabend jetzt mit Anfang dreißig so langsam einläuten? Oder willst du noch was erleben?« Hergen schnippte seine Zigarette über die Brüstung, feine Funken verteilten sich vor dem Nachthimmel.

»Komisch, dass du das sagst«, murmelte Stephan. »Sonst heißt es doch immer, wenn man eine Familie gründet, dann erlebt man nichts mehr, man kommt nicht mehr raus, und jeden Abend hängt man vorm Fernseher, wenn das Kind schläft.« Pause. Stephan knetete sein Kinn. »Aber vielleicht hast du recht. Vielleicht ist es genau umgekehrt.«

»Was wir jetzt immer so machen, ist doch irgendwie immer noch dasselbe wie mit zwanzig. Saufen, abhängen, ein bisschen Kultur, ein bisschen Sport. Am Wochenende mal aufs Land. Geringer Aufwand, geringe Ausbeute.«

»Meinst du das ernst? Ich dachte immer, das wäre genau dein Leben.«

»Ich will ja die Kinder auch nicht kriegen. Aber ich glaub schon, für dich wär das 'ne gute Sache.«

»Meinste?« Stephan sah hinüber zu Hergen. Der lag lang in seinem Liegestuhl, den Kopf im Nacken, und blies faserige Rauchschwaden hinauf zu den Sternen. »Und wie machen wir das mit dem Laden? Ich würde doch einige Zeit ausfallen.«

»Das wär doch endlich mal eine gute Gelegenheit, eine hübsche junge Praktikantin einzustellen. Schließlich leben wir im Zeitalter der Praktikantenausbeutung und haben noch kein bisschen dazu beigetragen.«

Stephan schnippte auch seine Zigarette in die Tiefe. Ein Baby, dachte er und spürte eine warme Nervosität in sich wie an dem Abend, als er zum ersten Mal geknutsch hat. Damals auf Enno Harmsens Scheunenfete. Mit Edda Harms. Die hatten einen Garten hinterm Haus. Und einen Liegestuhl. Und fünf Kinder, drei Pferde, zehn Schweine und eine Gans.

»Übrigens. Du hast recht. Ich hab *Die Waltons* geguckt«, sagte Stephan.

»Hab ich mir gedacht.«

»Aber auch Colt Seavers. Und der hatte keine Kinder.«

»Nee, der hatte Howie.«

Am Donnerstag war nicht viel los gewesen im Laden, und Stephan hatte sich den Nachmittag freigenommen. Hergen hatte nichts dagegen gehabt, weil er meinte, Stephans Arbeit könne ebenso gut Hergens Dalmatiner Almut übernehmen, der an diesem Tag wieder zwischen Neuerscheinungen und Klassi-